

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 145 (2018)

Artikel: Gewissheiten und Zweifel : Gespräche über Gott und die Welt mit Fachleuten aus der Welt des Glaubens
Autor: Spörri, Hanspeter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-813183>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gewissheiten und Zweifel

Gespräche über Gott und die Welt mit Fachleuten aus der Welt des Glaubens

HANSPETER SPÖRRI

Über der Frage nach Gott, nach Gottesbildern oder Nicht-Bildern kann man sich leicht entzweien. Die Theologie ist eine Wissenschaft mit vielen Spitzfindigkeiten, Fallstricken und problematischen Begriffen. Die Wissenschaftlichkeit wird ihr oft abgesprochen. Es ist wohl wahr, was ein Theologiestudent aus Chur in seinem Blog schreibt: «Das Nachdenken über Gott führt zu keinem Ziel, zu keinem wissenschaftlichen oder wirtschaftlichen Mehrwert.»¹ Allerdings stösst der Mensch beim Nachdenken über Gott auch auf jene Fragen, welche die Wissenschaft ebenfalls nicht oder nur auf ganz banale Weise beantworten kann:

Bewusstsein, Geist: Eine Funktion der Materie? Ein Ergebnis der Evolution? Eine Illusion? Oder etwas Beseeltes?

Das Ich: Ein geistiges Wesen? Oder Resultat blosser biologischer Vorgänge in einem neuronalen Netzwerk? Ein sich immer wandelndes Konstrukt?

Oder die Zeit: Eine unumkehrbare Tatsache? Mit dem Urknall als Beginn? Die Frage, was vor dem Urknall war, ist aus wissenschaftlicher Sicht anscheinend unergiebig.

«Im Nachdenken über Gott erstreben wir Menschen letztlich nur die höchste menschliche Finalität», schreibt der bloggende Theologiestudent. «Oder einfacher ausgedrückt: Wir tun es, einfach weil wir es können – und weil es schön ist.»²

Noch so ein Begriff – Schönheit –, der sich wissenschaftlicher Analyse weitgehend entzieht, aber im menschlichen Wahrnehmen von zentraler Bedeutung ist.

«Es gibt kein ewiges Leben und auch keinen ewigen Tod», hatte Polo Hofer (1945–2017), der Berner Mundart-Rocker, 2006 während einer Begegnung mit dem Pfarrer und Schriftsteller Kurt Marti (1921–2017) gesagt. Gott sei eine Behauptung, niemand wisse, ob es ihn gebe oder nicht. Kurt Marti hielt ihm entgegen: «Wenn man schon von ewig redet, kann das nur Gott sein. Ewigkeit bedeutet ja: ohne Anfang und ohne Ende. Und da wir alle einen Anfang haben, haben wir auch ein Ende. Man kann Gott nicht beweisen, aber kann auch nicht beweisen, dass er nicht ist. Insofern ist er eine Behauptung – eine sehr hilfreiche und sehr inspirierende Behauptung.»³

Diese Behauptung stand im Raum bei den zehn Gesprächen, die ich im Laufe des heissen und trockenen Sommers 2018 mit Pfarrerinnen und Pfarrern, mit einer Theologiestudentin und einer

1 René Ochsenbein: Aphoristisches Theologie-Studium-Tagebuch. URL: <https://aphthe.blogspot.com/2018/01/o-gott-wenn-ich-dich-aus-furcht-vor-der.html>.

2 Ebd.

3 Walter Däpp, Brigitte Niederhäuser: «Es gibt kein ewiges Leben und auch keinen ewigen Tod». In: Der Bund vom 25.07.2017. URL: <https://www.der bund.ch/bern/kanton/es-gibt-kein-ewiges-leben-und-auch-keinen-ewigen-tod/story/30472933>.

Ordensschwester führen durfte. Die Porträtierten hat die Jahrbuchredaktion mehr oder weniger zufällig ausgewählt. Ein Kriterium: der Interviewer sollte sie nicht bereits gut kennen, sondern in den Gesprächen in eine neue Welt eintauchen. Es ging dabei um den persönlichen Glauben, individuelle Überzeugungen, Gewissheiten und Zweifel, die Biografie, um Gott und die Welt. Die Gespräche waren ausführlich und tiefschürfend. Die daraus hervorgegangenen Texte sind bewusst kurz gehalten und je auf ein zentrales Thema fokussiert. Viele Fragen blieben dabei ausgeklammert. Die vermeintlich wichtigste: Gibt es Gott – oder ist er eine Fiktion? Die Debatten, die diese Frage auslöst und die heute medial immer wieder geführt werden, ergeben in der Regel keine neuen Erkenntnisse. Manchmal wird zwar behauptet, die Welt ohne Religion wäre eine bessere. Doch auch der Atheismus oder atheistische Gesellschaftslehren können mit einem fundamentalistischen Furor vertreten werden, der den Dialog erschwert und im Extremfall zu Inhumanität führt. In der menschlichen Geschichte geht es laut dem oben zitierten Theologiestudenten immer um «Macht, Krieg und Religion». Er glaubt, dass Paulus zu diesem Dreiklang eine Gegenposition aufgezeigt habe: «Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe».⁴

4 Wie Anm. 1. – 1. Kor 13,13.

Zu den Bildern:

«Müssen die Fotografien so gross sein?», fragte einer der Gesprächspartner, der bedauert, dass Bilder gegenüber dem Wort übermäßig geworden seien. Wie immer blickt das Jahrbuch nicht nur in die Vergangenheit, sondern dokumentiert die Gegenwart für zukünftige Forschende – dies auch mit Bildern. Die zehn Aufnahmen des Herisauer Fotografen Toni Künig zeigen elf Menschen, darunter ein Pfarrerpaar, die sich in den Dienst des Glaubens, der Kirche, eines Ordens gestellt haben. Die Fotografien sind an einem von den Porträtierten gewählten Ort entstanden, zeigen Männer und Frauen, die mit ihrem Glauben, ihrem theologischen Denken und Forschen, ihrer seelsorgerlichen Arbeit in einer Kontinuität stehen. Ein Symbol hierfür ist der Abendmahlskelch, den der Hundwiler Pfarrer in den Händen hält. Das spätgotische liturgische Gerät wurde wohl noch für die vorreformatorische Messe in der Hundwiler Kirche geschaffen, war also stummer Zeuge grosser Veränderungen, wie sie auch in der Gegenwart wieder stattfinden.

Corinna Boldt

**1963, aufgewachsen in Bremerhaven,
Studium in Münster/Westfalen,
Pfarrerin in Walzenhausen von 1996 bis 2017*

Lust an der Vernunft

Corinna Boldt hat wegen ihrer Furchtlosigkeit gegenüber Zahlen und Formeln, ihrer «Lust an der Vernunft», einst erwogen, Mathematik zu studieren, sich schliesslich aber doch für die Theologie entschieden, weil sie seit ihrer Konfirmation den Wunsch in sich trug, Pfarrerin zu werden. Zahlenreihen, Bilanzen und Budgets interpretiert sie immer noch gern.

Dank ihres US-amerikanischen Professors beschäftigte sie sich während des Studiums mit Johannes Calvin, dem in Genf wirkenden Reformator. Möglicherweise ist das ebenfalls ein Zeichen ihrer Furchtlosigkeit. Der Schriftsteller Stefan Zweig hatte über Calvin eine 1936 erschienene historische Monografie verfasst – als verschlüsselte Kritik am totalitären Nationalsozialismus. Corinna Boldt wurde zunächst abgeschreckt von Calvin, empfand ihn als den «dunkelsten Reformator», entdeckte aber bald, dass er sehr viel Positives ausgelöst habe und betont gerne dessen «starke und interessante Seiten». Spannend ist aus ihrer Sicht, wie Calvin in Genf im 16. Jahrhundert eine Kirchenordnung eingeführt habe, die bis heute die reformierten Kirchen präge: «weg von der hierarchischen Papstkirche, hin zu einer demokratisch strukturierten Ordnung». Calvins Einteilung in vier Ämter – Pfarramt und Lehramt, Älteste und Diakone – dient einer Gemeindeleitung, in der gegenseitiger Dienst ohne Herrschaft der einen über die anderen im Zentrum steht. Das hat dann gewiss auch zur Entwicklung staatlicher Demokratien beigetragen.

Für Calvin sei der Glaube an Jesus Christus derart logisch gewesen, dass er dieser Wahrheit alles untergeordnet habe, vermutet Corinna Boldt. Allerdings habe er als Jurist und Wissenschaftler versucht, Glaube und Vernunft zusammenzubringen, «etwas, was wir immer noch versuchen». «Selber denken» werde gerade bei den Reformierten grossgeschrieben. Corinna Boldt findet allerdings, dass keine Religion den absoluten Wahrheitsanspruch geltend machen sollte. Wenn er erhoben werde, sei dies in jeder Konfession oder Religion Ausdruck einer fundamentalistischen Haltung und verunmögliche den Dialog.

Vermisst sie Walzenhausen, wo sie 21 Jahre lang im Pfarrdienst stand? Ja. Sie betreut in Rotkreuz im katholischen Kanton Zug eine Minderheit von höchstens zehn Prozent Reformierten. Die Region ist extrem globalisiert. «Alles ist individuell, keine Beerdigung gleicht der anderen. Viele Betagte leben ohne Kontakt zur Aussenwelt.» Aber gerade das gibt ihrer Arbeit als Pfarrerin Sinn.

«Calvin hat in Genf im 16. Jahrhundert eine Kirchenordnung eingeführt, die bis heute die reformierten Kirchen prägt: weg von der hierarchischen Papstkirche, hin zu einer demokratisch strukturierten Ordnung.»



Irina Bossart

**1968, aufgewachsen in Buchs SG, Pfarrerin in Stein, ehemalige Geschichtslehrerin, promovierte Theologin*

Auf dass das Herz sich weitet

Als Historikerin ist es Irina Bossart gewohnt, Quellen kritisch zu würdigen und der eigenen Wahrnehmung zu misstrauen. Als Theologin weiss sie aber auch, dass dies bei heiligen Schriften auf Widerstand stösst. Sie löst das Dilemma mit einem Vergleich: So wie eine musikalische Komposition erst durch die Interpretation lebendig werde, erhalte auch ein Bibeltext erst durch die Interpretation seine Aussagekraft. Texte würden unterschiedlich verstanden und interpretiert; das sei unvermeidlich, liege in der Natur des Menschen, der Sprache und des Textes selbst. Der Anspruch auf den alleinigen Besitz der Wahrheit führe in die Enge.

Das gleiche gelte übrigens auch für den Islam. Den Koran hat Irina Bossart zweimal gelesen. Als heilig gelte laut islamischen Theologen nur der niedergeschriebene Konsonantentext, der je nach Vokalisierung anders verstanden werden könne: «Von der Anlage her ist der Koran vieldeutig, ein offener Text. Leider geht das häufig vergessen.»

Seit 30 oder mehr Jahren beschäftigt sich Irina Bossart mit Religion und Spiritualität. Am Gymnasium Immensee lernte sie die Befreiungstheologie kennen, setzte sich als Jugendliche mit der Frage nach der Gerechtigkeit auseinander. Zehn Jahre lang arbeitete sie als Handarbeitslehrerin und finanzierte sich so ihr Geschichts- und Theologiestudium an der Universität Basel. Dann wirkte sie während 15 Jahren als Lehrerin am Gymnasium Oberwil (BL), unterrichtete Geschichte und Religionswissenschaft. Da ging es darum, Phänomene verständlich zu machen, Entwicklungen aufzuzeigen. Irgendwann im Jahr 2015 entschied sie sich – recht kurzfristig –, die einjährige Ausbildung zur Pfarrerin zu absolvieren. Seit Herbst 2017 ist sie Pfarrerin in Stein und glaubt, dass dies ihr bisher anspruchsvollstes Amt sei, unter anderem deshalb, weil sie im Einzelpfarramt nebst den Kernaufgaben für alles zuständig sei, wofür andernorts Spezialisten bereit stünden: Altersarbeit, Erwachsenenbildung, Administration und Öffentlichkeitsarbeit. Dabei gehe es immer auch darum, Menschen mit unterschiedlichsten Erfahrungen so mit dem Traditionstrom der Bibel in Verbindung zu bringen, dass Anknüpfungspunkte sichtbar würden, das Herz sich weite.

Dass sie seit langem Fan des Appenzellerlandes ist, erleichterte ihr den beruflichen Alltag. Sie hat am 31. Dezember Geburtstag und fühle vielleicht auch deshalb eine gewisse Nähe zum Brauch des Silvesterchlausens mit seiner ganz eigenen Innigkeit.

« So wie eine musikalische Komposition erst durch die Interpretation lebendig wird, erhält auch ein Bibeltext erst durch die Interpretation seine Aussagekraft. »



Schwester Elisabeth

**1992 als Angela Pustelnik,
aufgewachsen in Bad Salzuflen, Nordrhein-Westfalen,
im Kloster Leiden Christi Jakobsbad seit 2011, Ewige Profess 2017*

Von Gott zart berührt

Auf das Kloster Leiden Christi ist Angela Pustelnik im Internet gestossen. Beim Betrachten der Bilder habe sie sich «wie verliebt». Sie war 18, stand kurz vor dem Abitur, wollte schon seit längerem ihrer Sehnsucht, ein Leben im Kloster zu führen, nachgehen. Ärztin oder Lehrerin zu werden, wie man ihr vorschlug, schloss sie aus. Stattdessen schrieb sie an das Kloster im Jakobsbad, fürchtete allerdings, mit ihrem Wunsch, ein Jahr im Kloster mitzuleben, nicht ernst genommen zu werden. Doch Schwester Mirjam, Frau Mutter des Klosters Leiden Christi, schrieb einen Brief zurück, der ihr Mut machte. Mit ihrem Vater kam sie deshalb im Juni 2011 für drei Tage ins Jakobsbad: «Als wir durch die Klosterpforte traten, fühlte ich mich gleich daheim; es war ein Ankommen. Ich war nie zuvor in einem Kloster gewesen, war schüchtern, fühlte mich aber wohl; es schien mir, als sei ich schon immer hier gewesen. Die Schwestern wirkten vertraut, der Umgang war familiär.» Dass ihr Weg aussergewöhnlich ist, weiss sie: «Aber wenn man den Weg mit Gott gehen will, hat man den Mut und die Kraft dazu. Verstehen Sie das?»

Von Gott fühlt sie sich immer wieder geführt oder «zart berührt», beispielsweise wenn sie bei der Lektüre auf eine passende Stelle stösst. Immer wieder begegnete ihr so auch der Name Elisabeth – bis ihr klar wurde: «Gott kennt mich gut, er weiss genau, was zu mir passt. Mit dem Entscheid, diesen Namen anzunehmen, hatte ich wirklich meinen Frieden.» Das hat auch mit der heiligen Elisabeth von Thüringen (1207-1231) zu tun, die sich für die Krankenpflege einsetzte, für die Mitmenschen da war. Nachdem sie mehrere Biografien dieser Frau gelesen hat, weiss sie: «Kein anderer Name käme in Frage.» Und Angela? «Die bleibt in mir. Wenn man ins Kloster eintritt, gibt man die eigene Persönlichkeit, die positiven und negativen Erlebnisse und Prägungen nicht einfach an der Pforte ab.»

Wissenschaft und Forschung hält sie für wichtig, wenn sie zum Wohle der Menschen eingesetzt werden: «Etwas geht aber kaputt, wenn die Menschen glauben, sie könnten und dürften auf alles Einfluss nehmen, wenn sie in die Rolle von Gott treten wollen.» Im Ordensberuf fühlt sie sich wohl, denn «das ist die gelebte Beziehung zu Gott und den Menschen, die sich immer wieder im Gebet erneuern und festigen kann.» Das sei ein geschenktes Glück, dass sie kaum in Worte fassen könne.

«Etwas geht aber kaputt, wenn die Menschen glauben, sie könnten und dürften auf alles Einfluss nehmen, wenn sie in die Rolle von Gott treten wollen.»



Andreas Ennulat

**1955 in Hamburg, Pfarrer in Wolfhalden
Studium in Göttingen, promoviert an der Universität Bern*

Permanentes Ringen um Sprache

«Am Anfang war das Wort.» (Joh 1,1) Religion, so weiss Andreas Ennulat, hat viel mit Sprache zu tun, und deshalb auch mit Verstehen und Missverstehen. Den Wolfhälpler Pfarrer beschäftigt immer wieder die Frage, wie über religiöse Themen gesprochen werden kann, ohne dass sich falsche Töne einschleichen, die Aussage pathetisch, banal oder selbstgerecht wird. Einen Satz des Theologen Dietrich Bonhoeffer hat er sich zu Herzen genommen. Der Tag werde kommen, schrieb dieser kurz bevor ihn die Nationalsozialisten ermordeten, an dem wieder Menschen berufen würden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändere und erneuere: «Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreliгиös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, [...] die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und Wahrheit.»

Dies versteht Ennulat als Auftrag – an Einzelne ebenso wie an die Institution Kirche. Dabei öffnet sich für ihn allerdings ein Widerspruch zu einem anderen inspirierenden Satz. «Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen», hatte der Philosoph Ludwig Wittgenstein festgehalten. «Intellektuell redlich bleiben», das sei wichtig! Nicht das präzis Richtige sagen können und doch reden müssen – vor diese Pflicht gestellt sieht sich eine Pfarrperson wohl immer wieder. Beladene Menschen benötigten nicht Verrostung, sondern Trost: «Doch mit Sprache kommt man immer irgendwie, irgendwann an Grenzen.» Manchmal helfe die Musik oder Poesie. Kraft, Überzeugungs- und Trostkraft, gewinne die Sprache aus dem Moment, aus dem Kontext heraus, ist Andreas Ennulat überzeugt: «Deshalb ist in der menschlichen Geschichte und auch in der Religionsgeschichte die mündliche Überlieferung so bedeutsam.»

Ennulat ist in einem nicht-religiösen Elternhaus aufgewachsen, den Religionsunterricht am Gymnasium hat er nur besucht, «um dagegen zu sein». Theologie hat er studiert, weil seine damalige Freundin Theologie studiert hat. Pfarrer ist er dann nach einigen Umwegen geworden: Vielleicht weil ihn das Ringen um die Sprache in Bann zog, weil er mit den routiniert einfach dahingesprochenen Sätzen in den Kirchen unzufrieden war: «Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.» (Hiob 1,21) Das sei im Grundsatz ein philosophisch richtiger Satz, der aber im falschen Moment verletzend und banal wirke.

«Nicht das präzis
Richtige sagen können
und doch reden müssen –
vor diese Pflicht gestellt
sieht sich eine
Pfarrperson wohl immer
wieder.»



Uwe Habenicht

**1969 in Hannover, Pfarrer in St. Gallen Straubenzell;
Studium der evangelischen Theologie in Erlangen, Tübingen, Leipzig, Rom und Göttingen,
Autor «Leben mit leichtem Gepäck. Eine minimalistische Spiritualität» (echter, 2018)*

Ulrike Hesse

**1974 in Magdeburg, Pfarrerin in Rehetobel;
Studium der evangelischen Theologie in Göttingen, Wien, Marburg und Hamburg*

Formen finden, die Halt geben können

Ulrike Hesse und Uwe Habenicht stehen beide im Pfarrdienst, sie in Rehetobel, er in St. Gallen Straubenzell. Das Ehepaar hat sich beim Studium in Göttingen kennen gelernt. Danach arbeiteten die beiden zunächst in einem Dorf bei Bremen, wo er Dorfpfarrer und sie Schulpfarrerin war. Die lutherische Prägung war bis zu diesem Zeitpunkt für sie ganz selbstverständlich, ebenso das Amtsverständnis, das dem Pfarrer oder der Pfarrerin eine herausgehobene Rolle in der Leitung der Gemeinde einräumt. Mit der Übernahme einer Auslandspfarrstelle am Lago Maggiore in Italien im Jahr 2009 veränderte sich für sie vieles, auch in ihrem Selbstverständnis als Pfarrpersonen. Seit August 2017 wohnt die Familie mit den drei Kindern im Pfarrhaus in Rehetobel.

Das Luthertum, sagt Ulrike Hesse, stehe liturgisch in gewisser Weise der katholischen Kirche näher als den reformierten Kirchen der Schweiz. Von ihrer Herkunft her sei sie also aus hiesiger Sicht «nicht durch und durch reformiert», habe sich ein Stück weit eingewöhnen müssen und achte sehr darauf, den Gottesdienst in Rehetobel so zu gestalten, dass er nicht als fremd wahrgenommen werde: «Aber Formen sind mir schon wichtig. So trage ich im Gottesdienst einen Talar, obwohl mir gesagt wurde, das sei hier nicht mehr üblich.» Der Talar als liturgische Kleidung hebt die Pfarrperson einerseits in ihrer Funktion innerhalb des Gottesdienstes von der übrigen Gemeinde ab, andererseits zeigt er, dass die Gemeinde eine Person mit der Leitung des Gottesdienstes beauftragt hat. So schafft der Talar aus Sicht von Ulrike Hesse «Klarheit und Eindeutigkeit, die der Form des Gottesdienstes zu Gute kommt».

«Die lutherische Reformation war eine Fürsten-Reformation, eine Reformation von oben», ergänzt Uwe Habenicht mit selbstkritischem Unterton. Dies sei bis heute spürbar. «Viele lutherische Landeskirchen in Deutschland werden von oben her regiert, die Finanzen werden zentral verwaltet, Kirchengemeinden können nicht über die Anstellung von Pfarrerinnen und Pfar-

«**Uns gefällt, dass man hier als Individuum mit seiner religiösen Autonomie anerkannt wird. Das ist wegweisend. Die Kirche kommt nicht mehr weiter, wenn sie den Leuten bevormundend entgegentritt.**»



tern selbst entscheiden.» Für Ulrike Hesse ist es «eine neue Erfahrung, dass die Kirchenvorsteherchaft über meine Anstellung entscheiden kann.» Das hat Folgen, weiß Uwe Habenicht: «Es entsteht eine ganz andere Machtstruktur als in Deutschland. Die Einzelnen tragen hier als Laien Verantwortung für das Ganze. Das entspricht einer Beteiligungskirche, eine radikale Form des Priestertums aller Gläubigen.» Das von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts postulierte «Priestertum aller Gläubigen» wurzelt in der Taufe: «Es verleiht jeder und jedem Getauften die gleiche unmittelbare Nähe zu Gott. Alle Ämter innerhalb der Kirche beschreiben nur die Aufgaben, die einzelne für die Gemeinschaft übernehmen, ohne dass diese Funktionen eine grössere Nähe zu Gott schaffen. Priester, Pfarrer, Bischöfe und Päpste stehen durch ihre Ämter Gott nicht näher als jeder andere getaufte Christenmensch.»

«Für uns ist dieses gelebte und quasi basisdemokratische Priestertum aller Gläubigen etwas Neues», sagt Ulrike Hesse: «Etwas, das wir nach und nach mehr verstehen lernen. Uns gefällt, dass man hier als Individuum mit seiner religiösen Autonomie anerkannt wird. Das ist wegweisend. Die Kirche kommt nicht mehr weiter, wenn sie den Leuten bevormundend entgegentritt.» Eine Frage aber beschäftigt sie sehr: «Wie viel Form ist nötig, damit diese Autonomie auch tatsächlich gelebt werden kann?»

Uwe Habenicht stellt ein Verflachen des Autonomie- und Freiheitsverständnisses fest. So hätten viele Jugendliche, denen sie im Konfirmandenunterricht begegnen, bewusst oder unbewusst die Haltung übernommen: Ich glaube, was ich glaube, und das ist meine Sache. Autonomie aber heisse doch auch, die eigene Position begründen und anderen einsichtig machen zu können, bewusst einen Ort in der Gemeinschaft einzunehmen. «Wenn die Formen sich auflösen, der klare kirchliche Kontext verschwindet, gerät auch der Glaube selbst in Gefahr. Es ist ähnlich, wie wenn man ein Musikinstrument spielen möchte, aber keine Zeit zum Üben findet.»

«Schön wäre es, Formen zu finden, die nicht als einengend erfahren werden, sondern einem Halt geben», ergänzt Ulrike Hesse. Dass danach eine Sehnsucht bestehe, ersieht sie aus dem Zuspruch, den Taizé-Gebete auch hier in der Ostschweiz bei evangelisch-reformierten und katholischen Glaubensgenossinnen und -genossen finden.

Rehetobel ist für das Pfarrehepaar nicht die erste Auslandserfahrung. 2009 waren die beiden nach Italien gezogen, um am Lago Maggiore die kleine evangelisch-ökumenische Kirchgemeinde Ispra-Varese zu betreuen. Diese war in den 1960er Jahren gegründet worden. In Ispra befinden sich drei von sieben Instituten der Gemeinsamen Forschungsstelle der EU, in denen

«Wenn die Formen sich auflösen, der klare kirchliche Kontext verschwindet, gerät auch der Glaube selbst in Gefahr.»

Wissenschaftler aus ganz Europa – darunter auch viele deutschsprachige – arbeiten. «Wir glaubten, wir wüssten, wie man in einer Kirchengemeinde zu arbeiten hat, waren aber ganz unvorbereitet auf das, was uns in Italien erwartete.» Dem Durchschnittsitaliener sei nicht klar gewesen, dass sie als Protestanten ebenfalls Christen seien. «Man verwechselte uns mit «musulmani», wie Muslime im Italienischen heissen. In dieser Sprache existiert kein gebräuchliches Wort für Konfession, man spricht von Religionen, kann also kaum eine innerchristliche Unterscheidung treffen. Auch die Berufsbezeichnung war schwierig: Unter «pastore» verstehe man in Italien – nicht ganz unzutreffend – einen Hirten, frage gleich, wo denn die Schafe seien. Noch schwieriger werde es mit der weiblichen Form: La pastora? Il pastore feminine? Der Protestantismus scheitere in Italien auch am Vokabular. Sie seien jedenfalls lange Zeit als merkwürdige Minderheit wahrgenommen worden. Besser geworden sei es erst, als der neue katholische Priester am Ort seine Amtseinsetzung mit einer Andacht in der protestantischen Kirche habe beginnen lassen, von wo aus anschliessend eine Prozession zur katholischen Kirche hinüberführte: «Von da an gehörten wir dazu, und die Leute begannen uns zu verstehen – ein Lernprozess von vielen Jahren.»

Berührungsängste kennen Uwe Habenicht und Ulrike Hesse nicht. Ihr jüngster Sohn singt in der St. Galler Domsingschule: «Dort erleben wir eine absolut sichere Formbeherrschung. Die Chorleiterin strahlt diese Formgebung geradezu aus. Die Kinder werden ganz selbstverständlich darin eingeübt, dadurch kommt eine Feier, eine Messe zum Klingen.» Ein Vorbild? «Eine Inspiration», sagt Ulrike Hesse.

«Wer glaubt, zweifelt immer»

Frauen sollen in der (Kirch-)Gemeinde schweigen, steht im 1. Korintherbrief. Theologiestudentin Salome Hengartner sieht in dieser Forderung einen Widerspruch zu anderen Sätzen des Apostels Paulus, mit denen er davon ausgeht, dass Frauen in den Gemeinden predigen. Sie schliesst nicht aus, dass es sich um eine nachpaulinische Ergänzung handle, weil der Satz in den ältesten Bibelabschriften nicht zu finden sei und weil in der genannten Stelle der Schriftstil nicht typisch für Paulus sei.

Jedenfalls schweigt sie nicht in kirchlichen und religiösen Angelegenheiten. Ihre Maturaarbeit hat Salome Hengartner 2016 an der Kantonsschule Trogen über die Stellung der Frau in Judentum, Christentum und Islam verfasst. Von der theologischen Fakultät der Universität Fribourg wurde diese mit dem Preis für die beste Maturaarbeit zu einem theologischen Thema ausgezeichnet. Über Islam und Judentum habe sie wenig gewusst, als sie mit der Recherche begann, räumt sie ein. Aber der christliche Glaube sei ihr von Kindheit an vertraut gewesen. Sie ist in einer reformierten Familie in Speicher aufgewachsen und hat während zwei Jahren zusätzlich eine Freikirche besucht. Ihr habe die Landeskirche damals wenig geboten. Die freikirchliche Jugendgruppe habe sie sehr geprägt, findet Salome Hengartner. Ein halbes Jahr verbrachte sie in Bolivien in einem christlichen Schulprojekt. Die Gemeinschaft in der dortigen Kirchgemeinde habe ihr viel bedeutet. Auf Nachfrage räumt sie allerdings ein, dass das freikirchliche Denken ihr da auch nicht in allem zugesagt habe: «Über das Thema Evolution konnte ich mit einigen nicht einmal diskutieren. Sie hielten diese Idee für derart abwegig, dass sie sich gar nicht mit ihr befassen wollten.»

Das ist wohl typisch für Salome Hengartner: Sie sieht keine Notwendigkeit, Widersprüche unmittelbar aufzulösen oder in Glaubensfragen sofort zwischen falsch und richtig zu unterscheiden. Zweifel stören sie nicht: «Wer glaubt, zweifelt immer.» Unbefangen nähert sie sich anderen Konfessionen und Religionen, ohne ihre eigene Haltung aufzugeben. Mit Urteilen hält sie sich zurück. In den Gesprächen für ihre Maturaarbeit hat sie erfahren, dass eine Muslimin das Kopftuch mit Überzeugung tragen kann, eine Jüdin sich nicht unterdrückt fühlt, obwohl sie offensichtlich weniger Rechte hat als ihr Mann.

« Ich sehe keine Notwendigkeit, Widersprüche unmittelbar aufzulösen oder in Glaubensfragen sofort zwischen falsch und richtig zu unterscheiden. »



Lukas Hidber

**1971, aufgewachsen in Sargans, Standesfarrer von Appenzell
Theologiestudium in Luzern und Wien, Priesterweihe 1998*

Die Kraft des Mystischen

Pfarrer Lukas Hidber zündet die auf dem Tisch stehende Kerze an. Eine kleine, keine nebensächliche Geste am Beginn unseres Gesprächs im Appenzeller Pfarrhaus. Rituale sind für Lukas Hidber seit früher Kindheit wichtiger Bestandteil des Lebens. Er ist in Sargans aufgewachsen – «nicht in einem frommen, aber in einem gläubigen Elternhaus».

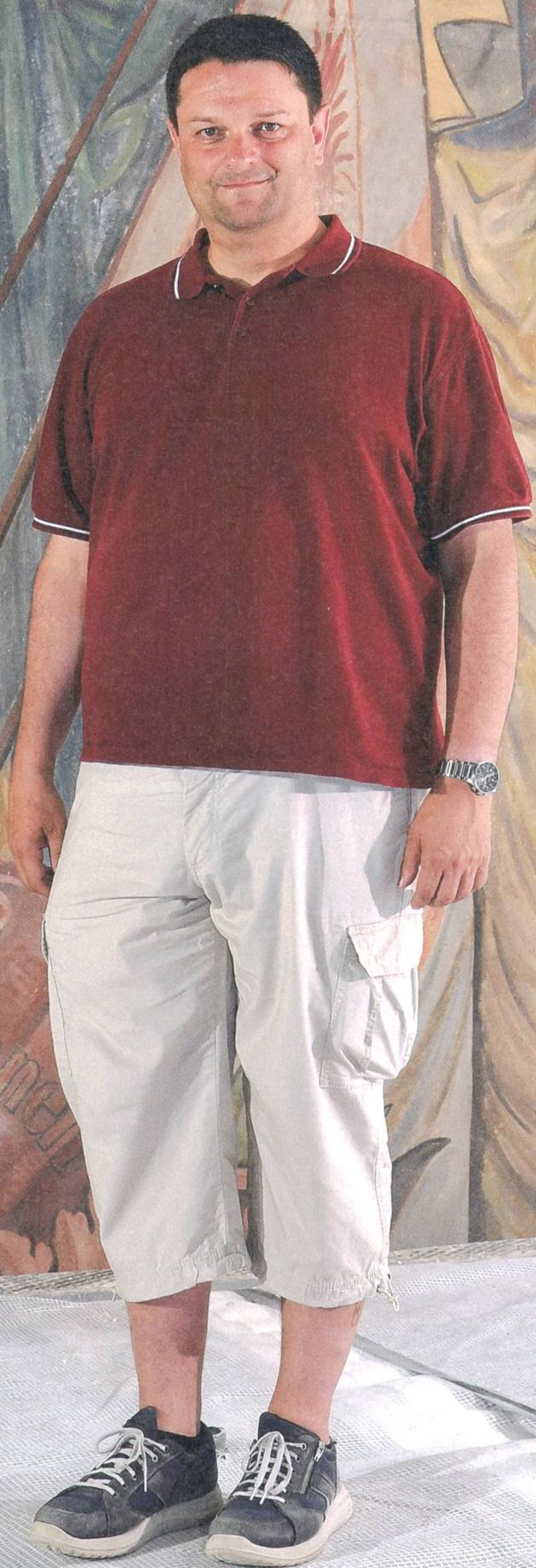
Die Erstkommunion hat er als ein freudiges Ereignis in Erinnerung. Er meldete sich als Ministrant, und in ihm wuchs der Wunsch, Priester zu werden. Der Primarlehrer, der seine Bubenträume kannte, empfahl ihm spasseshalber, Priester in einer Bündner Gemeinde zu werden, wo er nebenamtlich als Bahnhofsvorstand der Rhätischen Bahn amtieren könne. Damals begann er Klavier zu spielen, wechselte in der dritten Klasse zur Orgel. Früh entwickelte er eine Liebe zur Musik von Johann Sebastian Bach, kaufte als Fünftklässler Kassetten mit Orgelmusik und Noten, die er noch gar nicht spielen konnte. Im Gymnasium schwankte er lange: Sollte er Theologie oder Kirchenmusik studieren? Am liebsten hätte er beides kombiniert. Das wäre heute möglich, ging damals aber nicht. Schliesslich habe er sich für die Theologie entschieden, mit dem klaren Ziel des Priesteramts vor Augen.

Die kirchlichen Rituale erlebt Lukas Hidber als entlastend; sie sind für ihn «die grosse Stärke der katholischen Religion». Eine Kirche, die nicht mystisch sei, werde zum mysteriösen Verein, zitiert er Kardinal Kurt Koch. Rituale und Musik überwinden aus seiner Sicht kulturelle und sprachliche Grenzen, erlauben den Verzicht auf Erklärungen, ermöglichen Zugang zum Unaussprechlichen. Danach sehnten sich auch heutige Menschen. Angesichts der Globalisierung und des schnellen gesellschaftlichen Wandels gewännen Tradition und Herkunft wieder an Bedeutung. Manche zeigten wieder Interesse am klösterlichen Leben mit seinem klaren Rhythmus.

Von aussen gesehen wirke Appenzell Innerrhoden vielleicht wie ein katholisches Ballenberg, sagt Hidber. Tatsächlich hätten die Leute hier ein breiteres Wissen über die Kirche als in städtischen Gegenden. Das soziale Netz sei tragfähig. Als Seelsorger weiss er aber auch, dass dies Fluch und Segen zugleich sein kann, denn für Aussenseiter sei es in einer derart überschaubaren Gemeinschaft nicht immer einfach.

« Rituale und Musik überwinden kulturelle und sprachliche Grenzen, erlauben den Verzicht auf Erklärungen, ermöglichen Zugang zum Unaussprechlichen. »

DISPERSÍT·DEMÍT·PAVPERÍB·



Josef Manser

**1945, ab 1986 Pfarrer in der Pauluspfarrei Speicher Trogen Wald
Studium der Theologie in Mainz, Münster und Freiburg/B,
Promotion 1975, Priesterweihe 1976, Kaplan in Flawil und Bütschwil*

Befreiende Dimension

Während 27 Jahren, bis zu seiner Pensionierung 2013, war Josef Manser Priester in der Pauluspfarrei Speicher Trogen Wald, die ihn damals nur ungern in den Ruhestand entliess. Wäre er seinen Neigungen gefolgt, hätte er sein Leben nach dem Theologiestudium weiterhin der Wissenschaft gewidmet. Noch heute lebt er inmitten von Büchern und schätzt intellektuelle Debatten. Doch mehr und mehr sei in ihm die Überzeugung gewachsen, die Praxis Jesu als Leitlinie für sein eigenes Tun zu wählen: «Jesus hatte, nach allem, was wir von ihm wissen, immer die Menschen im Auge, ungeachtet ihres gesellschaftlichen Standes. Dies war einer der Gründe, weshalb er bei den Vertretern der etablierten Religion aneckte.»

Und so wurde Josef Manser Priester und lebte viele Jahre auch als Gefängnisseelsorger – dabei immer bestrebt, nicht zu urteilen und vor allem nicht zu verurteilen.

Die Religion – alle Religionen – laufe immer wieder Gefahr, Prinzipien, Werte, Wahrheiten so zu verabsolutieren, dass der Mensch nebensächlich werde. Wenn man den Evangelien treu bleiben wolle, könne man aber gar nicht anders, als sich immer wieder von neuem auch um Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu kümmern. Das lebe auch Papst Franziskus vor, glaubt Josef Manser. In theologischen Fragen denke dieser wohl eher konservativ, aber immer wieder werde sichtbar, dass es ihm um die Menschen und ihre Lebensbedingungen gehe. Das führe ganz von selbst zu einem kritischen Blick – auf die Kirche, auf Wirtschaft und Politik.

Die Aufklärung, die Vorurteile jedweder Art mit rationalem Denken überwinden will, ist für Josef Manser «aus christlicher und katholischer Sicht richtig und wichtig». Aber wie bei den Religionen bestehe auch im aufgeklärten Denken die Gefahr der Verabsolutierung. Die Evangelien haben für Josef Manser eine befreiende Dimension. Sie machen es für die Kirche zur Pflicht, immer wieder gegen unterschiedlichste Formen der Versklavung einzutreten.

Er habe sich nie parteipolitisch engagiert, sagt Manser, aber sein kirchliches Amt stets so verstanden, dass er sich zu gesellschaftlichen Fragen mit ethischer Dimension durchaus habe äussern dürfen und müssen: «Das kann zu Spannungen führen, die man aushalten muss. Mit Blick auf die jesuanische Botschaft kann dies gelingen.»

«Jesus hatte, nach allem, was wir von ihm wissen, immer die Menschen im Auge, ungeachtet ihres gesellschaftlichen Standes.»



Bernhard Rothen

**1955 in Schweden, Pfarrer in Hundwil
lutherisch getauft und reformiert konfirmiert,
Autor zahlreicher theologischer Schriften*

Wir brauchen die Debatte

Bernhard Rothen gilt als konservativ. Daran ist der ehemalige Basler Münsterpfarrer, der heute in Hundwil wirkt, nicht ganz unschuldig: In Büchern, Zeitungsartikeln und Interviews nimmt der Mani-Matter-Kenner häufig dezidiert und manchmal auch ironisch Stellung gegen das, was er als fundamentalistischen Anti-Fundamentalismus bezeichnet. Der verbreiteten Haltung, die zu wissen vorgebe, dass alles relativ sei und man nichts definitiv wissen könne, hält er die «Klarheit der Schrift» entgegen. Sein ceterum censeo: Die Wahrheit gibt es – für uns zu fassen als Stücke, die man verstehen und glauben kann.

Auf den ersten Blick ist also klar: Rothen hat tatsächlich ein konservatives Bibelverständnis. Aber warum nur «Stücke»? Rothen sagt mit einem Lachen, das Problem sei nicht die Wahrheit an sich, sondern unser limitiertes Erkennen der Wahrheit. Er zitiert aus dem ersten Korinther-Brief des Apostels Paulus: «Denn unser Erkennen ist Stückwerk, und unser Reden aus Ein- gebung ist Stückwerk.» Rothens Relativismus ist sozusagen er- kenntnistheoretischer Natur und erst noch biblisch begründet. Der Relativismus in Bezug auf die Fakten aber sei von Übel und habe zu Donald Trump und seinen alternativen Fakten geführt.

Der menschliche Wunsch nach vollkommener Erkenntnis der Wahrheit ziehe sich durch die ganze Kirchengeschichte und habe immer wieder auf Irrwege geführt, zum menschlichen Schwanken zwischen Verzweiflung und Hochmut: «Wer sich nach der Beichte frei von Sünden gefühlt hat, ist vielleicht seiner Neigung zum Hochmut erlegen. Hatte er dies eingesehen, folgte die Verzweiflung.» Allein der Glaube an die Gnade und die Ver- gebung der Sünden führe aus diesem Dilemma, habe Luther erkannt.

Bernhard Rothen verfasste über Luther seine Dissertation. Er schätzt ihn hoch, sieht aber auch seine dunklen Seiten, beson- ders seine unerträgliche Polemik gegen die Juden, die sich Anti- semiten später zunutze machten. Der Hundwiler Pfarrer ist be- lesen, liebt den intellektuellen Disput und beansprucht nicht nur für Luther, sondern auch für sich selbst ein Recht auf Irrtum: «Wir brauchen die Debatte. Aber wir führen sie nicht – weil wir uns nicht der Kritik aussetzen wollen.» Stimmt das? Und schon wären wir mittendrin – in der Debatte.

**« Die Wahrheit gibt es –
für uns zu fassen als
Stücke, die man
verstehen und glauben
kann. »**



Lars Syring

**1971 in Enger, Ostwestfalen, seit 2001 Pfarrer in Bühler
Theologiestudium in Bethel und Münster,
verheiratet mit Regula Gamp, drei Kinder*

Mit dem Vertrauen zur Freiheit

Auch wenn er sich kirchenpolitisch hin und wieder äussert: Wirklich spannend sind Leitbild- und Verfassungsdiskussionen für Lars Syring nicht. Was ihn an seinem Beruf fasziniert, sind die Begegnungen mit unterschiedlichsten Leuten. Ein Erlebnis hat ihn tief geprägt. Nach seinem Examen 1998 in Deutschland kam er für sein Vikariat nach Schönengrund und Waldstatt. Nach der Sonntagspredigt sagte ihm ein Bauer aus Schönengrund: «Was Sie da erzählt haben, ist schon recht – aber ich komme nur wegen des Segens.» Syring verstand sofort. Der erfahrene Bauer wusste, dass Glück und Gelingen nicht in seiner Hand liegen, auch wenn er alles Menschenmögliche für das Wohl und die Gesundheit seiner Tiere unternimmt: «Nötig ist Gottes Segen. Und diesen kann man sich nicht selber geben, sondern muss ihn sich zusprechen lassen.»

Seither ist für Syring die alles entscheidende Frage, wie er als Pfarrer zu jener Haltung findet, die ihm das Segnen erlaubt. Auf seinem Weg ist er auf das Herzensgebet gestossen – eine Gebetsform, bei der man jedem Atemzug ein Gebetswort mitgibt. Sie wurde schon vor 1800 Jahren von frühchristlichen Mönchen in der ägyptischen Wüste praktiziert und ist heute vor allem in der Orthodoxen Kirche verbreitet. Mit ihren stetigen Wiederholungen der gleichen Worte oder Sätze erinnert sie an die mantrische Praxis in Buddhismus und Hinduismus. «Die Worte sinken beim Gebet quasi vom Kopf ins Herz», sagt Syring. In der reformierten Tradition sei der Glaube leider zu einer Kopfsache geworden, ergänzt er: «Das halte ich für einen Irrweg.» Syring reibt sich auch am Begriff der Aufklärung: «Als Aufforderung zum selber Denken ist Aufklärung eine gute Sache.» Ihn beeindruckt die Philosophin Hannah Arendt, deren Buch «Denken ohne Geländer» ihm spontan einfällt. Aus seiner Sicht ist nicht nur das Denken, sondern auch das Vertrauen grenzenlos: Die kirchliche Hierarchie und allfällige Glaubensdogmen sind für ihn dabei nicht relevant: «Glaube bedeutet Vertrauen und Freiheit. ‹Die Wahrheit macht Euch frei›, sagte Jesus.»

Dass sich seit seinem Amtsantritt vor 17 Jahren die Zahl der Gottesdienstbesucherinnen und -besucher wie in den meisten Gemeinden halbiert hat, beschäftigt ihn. Wohin gehen wir mit unserer Kirche? «Die basisdemokratische Organisation unserer Appenzeller Kirchgemeinden sorgt dafür, dass wir alle dafür Verantwortung tragen.»

**«Glaube bedeutet
Vertrauen und Freiheit.
›Die Wahrheit macht
Euch frei‹, sagte Jesus.»**

kafi55
DAS CAFE FÜR BÜHLER

Es ist Liebe.

♥-lich
willkommen
im
kafi 55



